

Zum evangelischen Menschenbild

Michel Friedman beherrscht meisterhaft die Kunst, seine Talkgäste - oder besser gesagt: die Requisiten seiner Selbstinszenierungen - durch exzessives Herumreiten auf einzelnen Vokabeln zu Äußerungen zu verleiten, mit denen er sie anschließend diskreditieren kann. Im April 2005 hat er es wieder einmal geschafft: Kein geringerer als Jürgen Rüttgers ließ sich das Statement abringen, das katholische Menschenbild sei allen anderen überlegen.

So pointiert hatte Rüttgers das überhaupt nicht gemeint, aber seither ist das sog. „christliche Menschenbild“ aus der politischen Rhetorik gewisser Kreise nicht mehr wegzudenken. Jüngstes Beispiel ist ein Positionspapier einiger konservativer Politiker (darunter der Generalsekretäre der CSU, Markus Söder, und der CDU-NRW, Hendrik Wüst), in dem es u.a. heißt: „Die aus dem christlichen Menschenbild entstandenen Menschenrechte sind universell gültig und dürfen nicht in Frage gestellt werden.“

Diese Äußerung ist typisch für die ganze Diskussion. Was denn das christliche Menschenbild sei, bleibt merkwürdig unscharf, es wird eigentlich nichts erklärt. Es wird vorausgesetzt, dass jeder weiß, wovon die Rede ist. Dieses Menschenbild ein ebenso geschichtsmächtiger wie diffuser Urheber alles Guten, das westliche, freiheitlich-demokratische Gesellschaften heute auszeichnet. Ein Wunder sind solche steilen Thesen nicht, denn eine Kenntnis nicht-christlicher Menschenbilder darf man dahinter nicht erwarten, so dass die Verknüpfung oder gar Identifikation von christlichem Menschenbild und freiheitlicher demokratischer Grundordnung nahezu automatisch erfolgt. Dass das Menschenbild also zu einem Kampfbegriff geworden ist, mit dem um die Überlegenheit des eigenen religiös-politischen Konzeptes gestritten wird, müssen wir zur Kenntnis nehmen – um hernach im Bewusstsein dieses Umstandes erst recht *sine ira et studio* der theologischen Frage nachgehen zu können, worum es bei diesem Menschenbild denn eigentlich geht. Dazu will ich nun aus evangelischer Sicht etwas sagen.

Unser Menschenbild hat seinen Ursprung in der Beziehung des Menschen zu Gott, und seine drei wichtigsten Bereiche sind die Spannungen in dieser Beziehung sowie die Würde und die Freiheit des Menschen.

1. Die Beziehung des Menschen zu Gott

Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alle Tiere des Feldes und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib.

(Genesis 1, 26f.)

Gott hat den Menschen in eine ganz besondere Beziehung zu sich hineingeschaffen. Das ist mit der Rede von Gottes Bild gemeint. Es geht nicht um die Eigenschaften, die den Menschen auszeichnen, seine Intelligenz und Urteilskraft, seine Religiosität oder was auch immer, sondern das Besondere erscheint ausschließlich in der Beziehung zu Gott, es liegt gewissermaßen dazwischen. Losgelöst von dieser Beziehung ist der Mensch nicht spektakulärer als andere Lebewesen auch.

HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, der du zeigst deine Hoheit am Himmel!

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast:

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?

Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan: HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

(aus Psalm 8)

Der Sänger blickt zum Himmel auf und ist ergriffen von dem, was er sieht. Unter dem Eindruck der Herrlichkeit des Nachthimmels kommt bei ihm die Frage auf, was denn an dem geringen Menschen überhaupt so Besonderes sei, dass Gott ihn so sehr ausgezeichnet und ihn auf gleiche Augenhöhe mit sich selbst gestellt hat: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Der Sänger selbst kann diese Frage nicht beantworten, und er erhält auch keine Antwort. Am Ende bleibt es beim Lob für Gott, der die Gemeinschaft mit den Menschen gesucht hat und an ihr festhält, trotz aller Belastungen, denen sie unterworfen ist.

Lange haben die Menschen sich für die Krone der Schöpfung gehalten, manche tun es immer noch. Die Evolutionslehre wird ja aus christlich-fundamentalistischen Kreisen nicht zuletzt deshalb so vehement und als gottlos bekämpft, weil sie den Menschen wie einen etwas besseren Affen aussehen lässt, was etliche Christen nach wie vor als unter ihrer Würde erachten - anders als der Psalmensänger, der ja gar nichts Besonderes am Menschen als solchem findet, und um so erstaunter und erfreuter ist, dass Gott ihn trotzdem liebt.

Die wirkliche Krone der Schöpfung dagegen ist der Schabbat. Er gehört der Gemeinschaft zwischen Gott und seiner ganzen Schöpfung. Er ist der Tag, an dem wir als Menschen uns in Erinnerung rufen, dass wir Geschöpfe Gottes sind, dass Gott immer bei uns ist und wir uns nicht permanent selbst neu erschaffen müssen, indem wir immer mehr Besitz und Macht ansammeln. An diesem Tag ruht selbst Gott. An diesem Tag muss also niemand sich selbst oder irgendjemandem sonst seine Fähigkeiten, seine Vorzüge und seine Macht beweisen. Von solchen Zwängen sind wir frei, und der Schabbat ist dazu da, dass wir uns in besonderer Weise daran erinnern. (Ich habe das Gefühl, dass der Schabbat für die Juden in gewisser Weise eine ähnliche Rolle spielt wie der Tauhid für die Muslime: Dass wir als Menschen einen Tag haben, an dem wir uns selbst zurücknehmen, erinnert uns daran, dass es keinen Gott gibt außer Gott, und dass der Mensch sich selbst nicht zum Gott machen kann, schon gar nicht durch hektische Geschäftigkeit an allen beliebigen Wochentagen.)

2. Die Spannungen in der Gemeinschaft

Schon bald nach der Erschaffung des Menschen gab es erste Probleme: Die Menschen aßen von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntnis und wurden aus dem Paradies ausgewiesen. Das ist die erste der permanenten Belastungen der Gott-Mensch-Beziehung, von denen die Bibel zu berichten weiß. Die Menschen sind zwar nicht wie Gott, aber sie wären gern so. Sie vergessen, dass sie Gottes Geschöpfe sind und ohne ihn nicht leben können. Ihre Versuche, selbst Gott zu sein, kommen u.a. darin zum Ausdruck, dass sie immer wieder all das, was sie tun können, auch tatsächlich tun. Denn nur so können sie sich ihre göttliche Allmacht auch beweisen. Das geht so weit, dass viele Menschen Ruhetage gar nicht mehr ertragen. Wie auch immer man den aktuellen Vorstoß der EKD zum Erhalt des Sonntags als freiem Tag bewertet – auch aus der Perspektive einer interreligiösen Arbeitsgruppe, die zum großen Teil aus Menschen besteht, für die der Sonntag gar nicht heilig ist –: Die Argumente, die sich damit befassen, was permanente Geschäftigkeit mit uns anrichtet, sind unbedingt ernst zu nehmen. Leidtragende dieser Unfähigkeit zum Verzicht ist neben anderen Menschen vor allem die übrige Schöpfung. Nicht nur die Beziehung zu Gott ist also aus

den Fugen geraten, sondern auch die zur übrigen Welt.

Die Bibel erzählt zum Ursprung des vom Menschen ausgehenden Bösen die Geschichte vom Sündenfall. Ganz gleich, auf welcher Ebene man die Wahrheit dieser Erzählung sieht – als Menschen sind wir in die Strukturen der Sünde verstrickt. Diese Verstrickung wird weder vererbt noch durch Sozialisation weitergegeben. Das vielleicht auch, aber solche Erklärungen greifen zu kurz, wenn man erklären will, wie das Böse in die Welt kommt und wie es in ihr bleibt.

Gerade angesichts dieser Konflikte, in der Beziehung, die zu scheitern droht, zeigt sich, dass der Kern der Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen Liebe ist: Die Propheten beschreiben das Zerwürfnis anhand von Bildern aus einer Paarbeziehung. Gott wirft den Menschen Untreue vor. Sie gehen bei anderen Göttern fremd, und Gott betrügen sie mit sich selbst. „Hurerei“ wird zum Inbegriff dessen, was die Menschen sich gegenüber Gott zuschulden kommen lassen.

Aber Gott hält an der Beziehung fest und gibt die Menschen nicht auf. Er geht so weit, dass er selbst in Jesus Christus als Mensch auf die Erde kommt und das Schicksal der Menschen bis in die tiefsten Abgründe und den Tod hinein teilt. Dass die Liebe das Band ist, das die Gemeinschaft von Gott und Menschen zusammenhält, hat Jesus für unser Verständnis in seinem Reden und Tun, in seiner ganzen Person unübertrefflich auf den Punkt gebracht. Und die Liebe ist es auch, aus der unsere Würde resultiert.

3. Die Würde des Menschen

Auch die Würde des Menschen liegt in der Beziehung zu Gott. Durch sie ist der Mensch, der Gott allein gehört, der Verfügbarkeit durch andere Menschen ohne jede Einschränkung entzogen. Darauf besinnen wir uns in der Taufe. Es wird immer wieder kritisiert, dass wir Säuglinge taufen, die sich nicht dagegen wehren können und die wir nicht gefragt haben, ob sie das wollen. Aber die Taufe hat ja auch den wichtigen Zweck, unsere Beziehungen zu dem Täufling zu klären. Gerade im Hinblick auf Kinder müssen wir als Eltern und Angehörige uns immer wieder in Erinnerung rufen, dass Kinder keine Verfügungsmasse sind, sondern dass sie schon immer zu Gott gehört haben und daraus dieselbe Würde erhalten, die wir für uns selbst in Anspruch nehmen: *„Der Herr ist mir erschienen von ferne: Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“* (Jeremia 31,3).

Vor dem Hintergrund der absoluten Unverfügbarkeit aller Menschen, die ihre Würde von Gott haben, dürfte klar sein, dass diese Würde 1. allen Menschen unterschiedslos zukommt (z.B. nicht nur Männern, sondern auch Frauen, nicht nur den Angehörigen der eigenen Glaubensgemeinschaft und sogar allen Feinden) und 2. von Menschen nicht verwirkt werden kann (z.B. durch schwere Verbrechen).

Dieses Konzept der Menschenwürde ist im politischen und sozialen Leben noch nicht besonders alt. Und deshalb finde ich es auch unangemessen, seinen Ursprung einseitig in der christlichen Glaubenslehre zu verorten – ganz zu schweigen davon, dass es ja gar keine genuin christlichen, sondern ausschließlich jüdische Texte sind, aus denen ich hier immerfort zitiert habe. Dennoch können wir mit Blick auf mögliche Staatsformen sagen, dass eine auf Menschenwürde und Menschenrechten basierende Demokratie das hier dargestellte Menschenbild sicherlich am besten zur Geltung bringen kann. Es ist deshalb konsequent, wenn die evangelische Kirche sich zu dieser Demokratie klar bekennt und bereit ist, sie mit zu tragen und zu gestalten – auch wenn sie für dieses Bekenntnis bis 1985 gebraucht hat.

4. Die Freiheit des Menschen

„Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan.

Ein Christenmensch ist dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“

Mit diesen beiden Sätzen eröffnet Martin Luther seinen Traktat über die Freiheit eines Christenmenschen. Das ist widersprüchlich und verlangt nach einer Erklärung.

Evangelisches Freiheitsverständnis beinhaltet wesentlich, dass der Mensch frei von dem Zwang ist, sich durch die Befolgung religiöser Gebote und Vorschriften sein Heil zu verdienen. Ja, mehr noch: Der Versuch, durch religiöse Hochleistung vor Gott bestehen zu wollen, steht dem Heil im Weg, denn so verliert der Mensch aus dem Blick, dass Gott für ihn ja längst alles getan hat, was zum Heil nötig ist. In protestantischer Sprache: Der Mensch ist vor Gott gerecht und muss und kann sich nicht durch rechtes Tun selber gerecht machen. Als Anweisung, wie man Erlösung erwirbt, sind Gottes Gesetze wertlos.

Aber eine solche Anweisung wollen sie ja auch gar nicht sein, und deshalb brauchen wir sie auch nicht einfach beiseite zu schieben. Im Gegenteil: Das Gesetz als Last und Bürde hat Gott uns abgenommen, und dadurch können wir nun den eigentlichen Wert des Gesetzes wahrnehmen, und zwar als Raum für unsere Beziehungen zu Gott und unseren Mitmenschen.

Die zehn Gebote beginnen mit den Worten: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus der Sklaverei in Ägypten geführt hat.“ Das heißt nichts anderes als: Wo Gott regiert, ist Freiheit. Als Menschen sind wir von Gott dazu befreit, aus Freude am Guten das Gute zu tun. Niemand auf Erden hat Macht über uns, und unsere Freiheit verwirklichen wir, indem wir Gott, unseren Mitmenschen und der übrigen Schöpfung mit Freude dienen. Das ist es, was Luther mit seinen paradoxen Sätzen sagen wollte.

Wie die Würde, so ist auch die Freiheit von Gott verliehen und kann niemandem genommen werden. Es gibt aber Situationen (z.B. bei politischer Unterdrückung), in denen man das leicht vergisst. Zum christlichen Dienst gehört es, solche Situationen vermeiden und lindern zu helfen und sich für eine Welt einzusetzen, in der Würde und Freiheit für alle Menschen in allen öffentlichen und privaten Lebenswelten Gestalt annehmen. Denn – wie wiederum Luther in seinem Freiheitstraktat vermerkt: Jesus hat zwar gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ (Johannes 18,36), aber damit hat er noch lange nicht gemeint, sein Reich sei nicht *in* dieser Welt.